

# KORRESPONDENZ

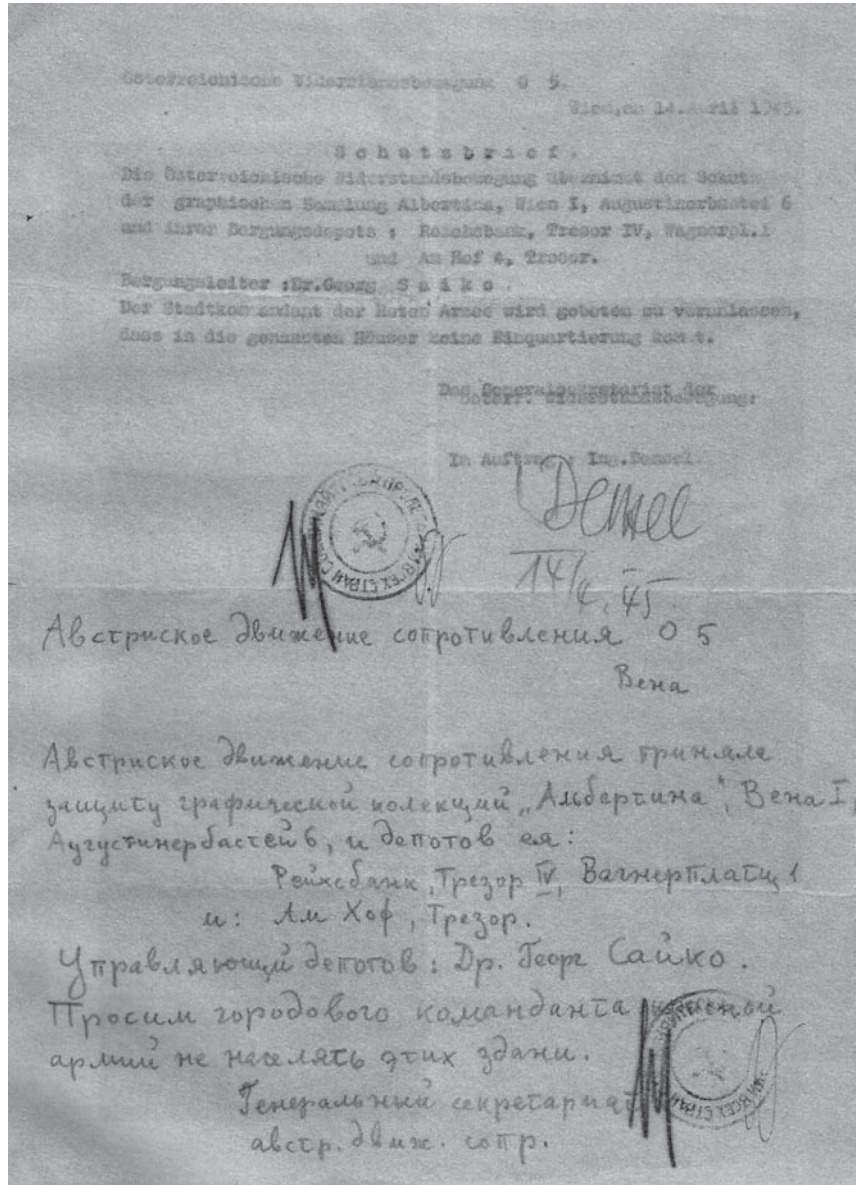
1298

BERICHTE  
MEINUNGEN  
DOKUMENTE



10. September 2010

KULTURPOLITISCHE



OKR

Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (0228) 289 33 12-3, Fax (0228) 289 33 14, E-mail: georgaesch@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe teilweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

## INHALT

*Sigismund Freiherr von Zedlitz*

### **Mythologische Bastelstuben**

Wie aus den Kriegern von Tannenberg nationale Wackeldackel wurden  
oder Des Pudels polnischer und deutscher Kern

3

*Hans-Gerd Warmann*

### **Die Gezeiten des freiheitlichen Geistes**

Die Pressegeschichte der pommerschen Provinzhauptstadt Stettin  
ist ein Abbild der Geburtswehen einer modernen Öffentlichkeit

6

*Helmut Neubach*

### **Von Habsburg bis Hohenzollern, Ost bis West**

Mit weitem Blick, katholischer Gesinnung und schlesischem Mutterwitz:  
Franz Graf von Ballestrem im Deutschen Reichstag

8

*Karl-Ludwig Barkhausen*

### **Der Breslauer Pulver-„Turm von Siloah“**

Eine zur Tradition gewordene Predigt erinnerte im 18. Jahrhundert  
alljährlich an eine Katastrophe vom 21. Juni 1749

10

*Hans Gärtner*

### **Nicht nur sichtlich, auch anschaulich präsent**

Die Sudetendeutschen in einer Ausstellung in Waldkraiburg

12

### **Bücher und Medien**

Angelika Marsch: Friedrich Bernhard Werner (*Stephan Kaiser*)

14

Horst Fassel: Bühnen-Welten (*Claus Stephani*)

15

### **Literatur und Kunst**

*Hermann Schreiber*

### **Bodenlos ist der doppelte Boden**

George Saiko hat in Wien die Nazis überlebt,  
jetzt lebt die Erinnerung an ihn wieder auf

17

*Eckhard Scheld*

### **Märchenonkel, frei von Onkelhaftigkeit**

Zum Tod des generationenübergreifenden Erzählers Josef Holub

18

*Jörg Bernhard Bilke*

### **„Das Liebste und das Sterben“**

Der schlesische DDR-Schriftsteller Günter Görlich ist tot

20

*Dieter Göllner*

### **An der Wupper Nogat und Memel beschworen**

„Kleines Ostpreußenfest“ auf Schloß Burg

21

### **KK-Notizbuch**

23

*Welkes Papier, bunter als das Leben: Schutzbrief der „Österreichischen Widerstandsbewegung“  
für die Sammlung der Albertina unter „Bergungsleiter Dr. George Saiko“ von 1945. „Der Stadt-  
kommandant der Roten Armee wird gebeten zu veranlassen, dass in die gesamten Räume keine  
Einquartierung kommt.“*

Bild aus dem Buch, vorgestellt auf Seite 17

## Mythologische Bastelstuben

Wie aus den Kriegen von Tannenberg nationale Wackeldackel wurden oder Des Pudels polnischer und deutscher Kern

Zunächst eine Klarstellung: Das historische Schlachtfeld liegt zwischen den drei ostpreussischen Dörfern Tannenberg, Ludwigsdorf und Grünfelde – Grünfelde heißt auf polnisch Grunwald, Ludwigsdorf Lodwigowo und Tannenberg Stebark. Die Polen sprechen stets von der „Schlacht von Grunwald“.

Diese Schlacht vom 15. Juli 1410 zwischen den Heeren des Deutschen Ritterordens und des polnisch-litauischen Königreiches hat im Geschichtsbewußtsein Polens eine wesentlich größere, mythische Bedeutung erlangt als in Deutschland. Gleichwohl ist sie auf beiden Seiten der politischen und historischen Instrumentalisierung unterlegen. Deshalb ist die Kenntnis der jeweils anderen Auffassung für einen deutsch-polnischen Dialog unerlässlich.

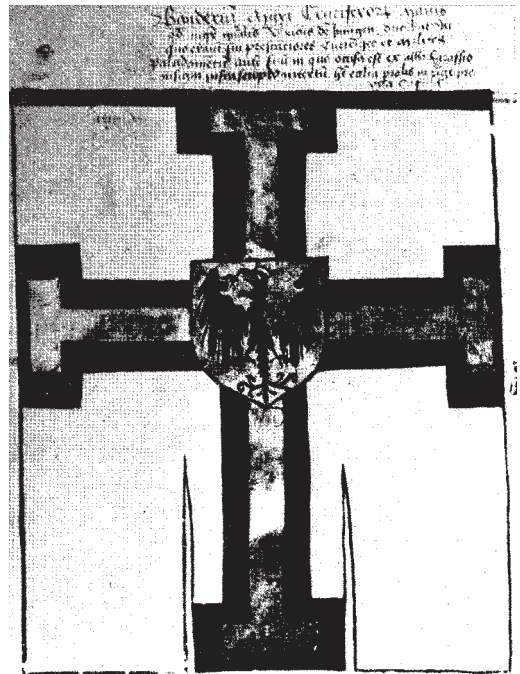
Bis heute haftet dem Deutschen Ritterorden in polnischer Sicht etwas Negatives an, was ursprünglich jedoch keineswegs der Fall war. Wie kam es zu dieser Wandlung? Der polnische Schriftsteller Adam Mickiewicz (1798–1855), der Schöpfer des polnischen Nationalepos „Pan Tadeusz“, verfaßte seine drei Kreuzritterromane im nach den Teilungen russischen Teil Polens. Da er wegen der Zensur nicht offen schreiben durfte, wählte er statt der Moskowiter, die er eigentlich treffen wollte, die „Kreuzritter“. Der polnische Literaturhistoriker Bruchalski schreibt über „Konrad Wallenrod“, einen der drei Romane: „Eine Erzählung, die hinter der Form der Allegorie das wichtigste Problem des ganzen Volkes verbirgt: den Kampf auf Leben und Tod mit Rußland.“ (Lemberg 1922) Doch bald schon vergaß man den ursprünglichen Sinngehalt seiner Werke: den Kampf gegen die russische Unterdrückung. Es blieb das Bild von den blutgierigen, grausamen „Kreuzrittern“, das später anderweitig ausgebaut wurde.

Diese merkwürdige Geschichte des polnischen Kreuzritter-Komplexes ging schließlich im Wirrwarr neuer Legenden unter und fristet in nur wenigen wissenschaftlichen Werken ein unbeachtetes Dasein. Die meisten Polen wissen heute von diesen Zusammenhängen nichts mehr. Henryk Sienkiewicz schrieb mehrere Romane über dieses Thema, der bekannteste, „Die Kreuzritter“ (1900), wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen verfilmt. Ihm ging es nicht um die Schaffung eines historischen Werkes, sondern um künstlerische Konstruktionen, die seinem damals in Unfreiheit und unter drei

*Flagge als Fanal: das erbeutete Banner des Hochmeisters, nach einer Zeichnung*

*von Jan Dlugosz*

Bilder: Archiv



*Nota hoc bannerum atque in longitudine tres alas et  
in latitudine duas in quartis unius alas*

Nachbarstaaten geteilten Volke leidenschaftlichen Abwehrgeist und den Glauben an einseitige und künftige Größe einflößen sollten. Er schrieb, wie er selbst sagte: „Zur Erhebung der Herzen“. Dieser keineswegs un-rechten Tendenz zuliebe hat er historische Tatsachen nicht nur einseitig dargestellt, sondern oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt und dabei seiner schöpferischen Eingebung keinerlei Schranken gesetzt. So hat die Kunst des Nobelpreisträgers den poetischen Mythos seines Werkes zur geschichtlichen Überlieferung werden lassen und dem Geschichtsbild vieler Generationen in Polen einen Stempel aufgedrückt. Doch dieses Geschichtsbild ist ein Zerrbild.

Es zeigt die „Kreuzritter“ als charakterlos, feige, wortbrüchig und grausam. Dagegen schreibt der polnische Wissenschaftler Professor Tadeusz Ladenberger: „Im Norden waren die Pioniere der Kolonisation die deutschen Ordensritter. Der Orden brachte es fertig, im Kulmer Land in hundert Jahren anstelle einer schwach besiedelten Wildnis volkreiche Städte und Dörfer anzulegen und das Land zur Blüte zu bringen. Ein Jahrhundert genügte, um es, mit keineswegs bestem Boden, vorwiegend Lehm, so zu besiedeln, daß es die höchste Bevölkerungsdichte Polens erreichte.“ (Lemberg 1930)

Fast vergessen ist, daß Herzog Konrad von Masowien den Orden selbst einst gegen die Pruzen ins Land gerufen hatte. Einer der Gipfelpunkte der Greuelliteratur über den Deutschen Orden ist Stefan Zeromskis Roman „Wiatr od morza“ (Wind vom Meer, 1922). Der Hochmeister Hermann Balk wird hierin mit dem Teufel gleichgesetzt. Der Satan selbst rät ihm, im Namen Jesu zu morden, zu verbrennen usw. Selbst Zofia Kosak läßt in ihren Bildern aus der Geschichte Polens kein gutes Haar am Deutschen Orden. Die Kämpfe mit dem Orden werden in Polen gerne als hervorragender Teil der „tausendjährigen deutsch-polnischen Erbfeindschaft“ angesehen. Dabei wird zweierlei außer acht gelassen. Erstens handelte es sich



*Ob im und mit dem Eisen wie der böhmische Ritter ...*

beim Deutschen Orden nicht um das Deutsche Reich, sondern um ein souveränes Staatsgebilde sui generis. Und zweitens ist der nationale Gegensatz im heutigen Sinne eine Entwicklung späterer Jahrhunderte, vor allem des 19. Jahrhunderts. Das angeblich so finstere Mittelalter kannte derartige „Er-rungenschaften“ noch nicht ...

In der Schlacht von Tannenberg, die in Polen stets „Schlacht von Grunwald“ genannt wird, begegneten sich in Wirklichkeit auf der einen Seite das nur ca. 30 000 Mann starke Heer des Ordensstaates, in dem Ritter aus fast ganz Europa mitkämpften, und auf der Gegenseite 50 000 Polen, Litauer, Ukrainer, Taren und sogar Deutsche. Die Kosten des Feldzuges trugen hauptsächlich die deutschen Städte des polnisch-litauischen Großreiches. Lemberg allein zahlte damals 48 000



Polnische Silbergroschen. Es ist urkundlich belegt, daß deutschen Mitstreitern von Polen zum Dank Land und Titel verliehen wurden. König Wladislaw Jagiello baute zum Andenken an die Schlacht das Brigittenkloster in Lublin und besetzte es mit deutschen Nonnen. Seine Kirche trägt heute den Namen „Kirche der Triumphierenden Muttergottes“. 1520 finanzierte der deutsche Herrscher Hans Boner aus Krakau den Feldzug des polnischen Königs Sigismund gegen den Deutschen Orden.

Man sieht: von einem Kampf des deutschen gegen das polnische Volkstum kann nur beim bösesten Willen gesprochen werden. Derar-

*... oder ohne wie der litauische Krieger: in der Überhöhung durch Jan Matejka zeigt sich erst recht die Fratze der Gewalt*



tige Fehlinterpretationen und politische Instrumentalisierungen blieben dem Zeitalter des Nationalismus vorbehalten. In der polnischen Literatur bis etwa 1820 fehlt bezeichnenderweise die erst danach einsetzende Gehässigkeit gegen die „Kreuzritter“ völlig! Nur wer all diese Dinge kennt, wer weiß, daß die Begriffe „Kreuzritter“, „Deutscher Ritterorden“ und „Grunwald“ sowie das Symbol des Ordens, das schwarze Kreuz auf weißem Grund, sich als Engramme tief im das Bewußtsein des polnischen Volkes eingegraben haben, der versteht auch, daß beispielsweise das Balkenkreuz auf den Panzern der Bundeswehr oder das Bild Adenauers im Rittermantel, das nach seiner Aufnahme in den Deutschen Orden in Wien durch die Presse ging, bei den Polen seinerzeit heftige Gemütsreaktionen hervorriefen. Beides scheint ihnen eine Bestätigung für das Fortdauern eines deutschen „Revanchismus“. Beliebt ist in Polen auch das Wortspiel Grunwald – Grunewald. Gern wird die Linie gezogen vom polnischen Sieg 1410 zur Eroberung des Berliner Grunewaldes 1945.

Der historischen Wahrheit zuliebe darf natürlich nicht unerwähnt bleiben, daß „Tannenberg“ auch auf deutscher Seite gern politisch vereinnahmt wurde. Sozusagen als deutsches „Kontrastprogramm“ sah Hindenburg Ende August 1914 seinen Sieg über die in Ostpreußen eingedrungene russische Armee unter General Samsonow als „Wiedergutmachung“ der Niederlage des Deutschen Ordens 1410. Und so gab er seinem Sieg den Namen „Schlacht von Tannenberg“. An den Tod des Ordenshochmeisters Ulrich von Jungingen erinnerte zu deutscher Zeit ein Findling mit der Inschrift „Im Kampf für deutsches Recht und deutsches Wesen starb hier am 15. Juli 1410 der Hochmeister Ulrich von Jungingen dem Heldentod“.

Jedes Volk hat seine Mythen. Man sollte diese als solche erkennen, sehen und behandeln, sie aber auf gar keinen Fall mit der Elle der historischen Wahrheit messen wollen.

*Sigismund Freiherr von Zedlitz (KK)*

## Die Gezeiten des freiheitlichen Geistes

Die Pressegeschichte der pommerschen Provinzhauptstadt Stettin ist ein Abbild der Geburtswehen einer modernen Öffentlichkeit

Zu Zeiten, da man sich vor Börsennachrichten kaum noch retten kann, ist es vielleicht angebracht, an andere zu erinnern: Vor 175 Jahren erschien am 14. August 1835 die erste Ausgabe der „Börsen-Nachrichten der Ost-See“ als „Allgemeines Journal für Schifffahrt, Handel und Industrie jeder Art“. Das Blatt ist später unter dem Namen „Ostsee-Zeitung“ weit über Stettins Grenzen hinaus bekannt geworden, Adolf Altvater war der Gründer und der erste Chefredakteur der liberalen Zeitung. Am 10. August schloß der Kaufmann Altvater, nachdem er bereits am 15. Juni 1835 vom Oberpräsidium Stettin die Konzession zur Herausgabe der „Börsen-Nachrichten für die Ost-See“ erteilt bekommen hatte, einen Vertrag mit der Firma Hessenland ab, die den Druck übernahm; am 14. August 1835 übertrug er den Verlag seiner Zeitung der Buchhandlung Sanne & Co. Am gleichen Tag kam auch die erste Nummer des Journals auf den Markt.

Die Zeitung hat eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich. Das Blatt war die älteste Stettiner Tageszeitung der rechtsgerichteten Liberalen und erschien ununterbrochen von 1835 bis 1934, zuerst in der Firma F. Hessenland, ab 1897 bei Karl Stummer und zuletzt bei der Gesellschaft „Ostsee-Zeitung“. Im Jahre 1905 vereinigte sich die Zeitung mit der „Neuen Stettiner Zeitung“. Sie erschien fortan unter dem Titel „Ostsee-Zeitung und Neue Stettiner Zeitung“. 1925 wurde ihr noch die „Stettiner Abendpost“ untergeordnet. Jetzt kam die Gazette unter dem pompösen Kopf „Ostsee-Zeitung/Stettiner Abendpost“ mit dem Untertitel „Stettiner Neueste Nachrichten“ heraus. Der „Stettiner General-Anzeiger“ betreute das beliebte Wirtschaftsblatt ab 1930. Von 1934 bis 1944 nannte sich das Blatt „Ostsee-Zeitung/Stettiner General-Anzeiger“. Als der „General-Anzeiger“ im

August 1944 im Bombenhagel unterging, war es auch mit der „Ostsee-Zeitung“ in Stettin zu Ende. Als Untertitel in dem weiter dahingervegetierenden NSDAP-Organ „Pommersche Zeitung“, dem letzten noch in Stettin erscheinenden Tageblatt, war nur noch der Name jener Zeitung publik, die bis zum Jahre 1933 einen freiheitlichen Geist repräsentiert hatte. Die „Ostsee-Zeitung“ war endgültig aus der Stettiner Presselandschaft verschwunden.

Sie hatte in ihrer langen verdienstvollen Geschichte die Ideale des wirtschaftlichen Liberalismus und der liberalen Parteien verfochten, die sich für freien Handel und Wettbewerb ohne staatliche Einmischung einsetzten. Gerhard Farwick, ihr letzter Chefredakteur, schrieb in der Sonderbeilage des „Stettiner General-Anzeigers“ vom 15. Juni 1935 über „100 Jahre Ostsee-Zeitung“ in einem rückblickenden Leitartikel: „Als gegen Ende des vorigen Jahres die ‚Stettiner Abendpost/Ostsee-Zeitung‘ ihr Erscheinen einstellen mußte, fanden wir leicht einen Weg, den im deutschen Zeitungswesen, in der deutschen Wirtschaft und in Schifffahrtskreisen bekannten Zeitungstitel ‚Ostsee-Zeitung‘ zu erhalten. Wir nannten das Wirtschafts- und Schifffahrtsblatt des ‚Stettiner General-Anzeigers‘ so und führten den Namen ‚Ostsee-Zeitung‘ damit auf den Platz zurück, für den er ursprünglich bestimmt war, nämlich Titel eines Wirtschafts- und Börsenblattes zu sein. Wir setzen in unserem Wirtschaftsteil die Tradition der ersten pommerschen Wirtschaftszeitung von Bedeutung fort ... In Pommern selbst waren die Wirtschaftskreise stolz auf ihre Zeitung, die weniger durch die große Zahl ihrer Leser als viel mehr durch sich selbst Eindruck machte. Als sie später auch in kulturellen Dingen sich eine gewisse Führung verschaffte, wurde die Zahl ihrer Anhänger

*Der Bau nicht gerade  
bescheiden, die Wer-  
bung nicht gerade  
geschickt, dahinter aber  
stand der Wille zu einem  
demokratisch verfaßten  
Gemeinwesen*

Bild: der Autor

*Offsee Zeitung  
Stettiner Abendpost  
" Verlagshaus "*



zwar größer, aber sie ließ sich nicht dazu verleiten, eine Zeitung jenes üblen Typs zu werden, bei dem die Gesinnung von dem Drange nach guten Geschäften erstickt wurde.“

Farwick betonte, auf das politische Geschick der Zeitung in der Vergangenheit eingehend, daß „der freiheitliche Geist das politische Gesicht des Blattes“ bestimmt habe. Man müsse „unseren journalistischen Vätern aus der Glanzzeit der ‚Ostsee-Zeitung‘ nachsagen, daß sie ihr Tagewerk nicht aus kühlrechnenden Hirnen, sondern aus dem Herzen heraus gestalteten. Sie schufen ihre Zeitungen als Kämpfer ihrer Zeit, als Kämpfer einer Idee, die sie für richtig und notwendig hielten.“

Die Stettiner „Ostsee-Zeitung“ gestaltete ein wichtiges Stück pommerscher Zeitungsgeschichte. Die pommersche Provinzhauptstadt gehörte zu den ältesten Pressezentren in Europa. In dem Zeitraum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert gab es in Stettin sowohl Wochen- als auch Tageszeitungen beinahe ununterbrochen. Insgesamt wurden von 1630 bis 1945 mindestens 95 Zeitungstitel herausgegeben. In vielen Zeiträumen erschienen drei oder noch mehr Zeitungen gleichzeitig. In den letzten Jahren der Weimarer Republik hatte Stettin sechs Tageszeitungen.

Bei der Bildung des Bezirks Rostock in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), der auch den Namen Ostsee- oder Küstenbezirk trug, erhielt das dann neugeschaffene Publikationsorgan der SED-Bezirksleitung Rostock den Namen „Ostsee-Zeitung“. Das Blatt ist heute keine Parteizeitung mehr.

*Hans-Gerd Warmann (KK)*

## Gemeinschaft evangelischer Schlesier

Vom 1. bis zum 3. Oktober 2010 erinnert die Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V. mit einer besonderen Gedenkveranstaltung in Wiesbaden, Hotel Oranien, an ihren Weg und Einsatz seit ihrer Gründung im Jahr 1950. Im Zusammenhang damit lädt der Verein für Schlesische Kirchengeschichte e. V. vom 29. September bis zum 1. Oktober 2010 zu seiner Jahresarbeitstagung ebenfalls nach Wiesbaden ein. Thema: „Der deutsche Nachkriegsprotestantismus und die Vertriebenen – offene Fragen“.

Gäste sind willkommen. Auskünfte erteilt Dr. Christian-Erdmann Schott, Elsa-Brändström-Straße 21, 55124 Mainz, Tel. 0 6131 / 69 04 88. (KK)

## Von Habsburg bis Hohenzollern, Ost bis West

Mit weitem Blick, katholischer Gesinnung und schlesischem Mutterwitz:  
Franz Graf von Ballestrem im Deutschen Reichstag

In den Jahren von 1871 bis 1933, in denen der Deutsche Reichstag bestand, war er 20 Jahre „in schlesischer Hand“. Franz Graf von Ballestrem (Zentrumspartei) amtierte von 1898 bis 1906 und Paul Löbe (SPD) von 1920 mit einer kleinen Unterbrechung bis 1932. Beide sind hervorragende Beispiele für die Vielfalt an bedeutenden Persönlichkeiten, die Schlesien hervorgebracht hat.

Franz Graf von Ballestrem, der erste schlesische Reichstagspräsident, wurde am 5. September 1834 in Plawniowitz, Kreis Gleiwitz, als Sohn eines Großgrundbesitzers und Bergherren geboren. Seinen ersten Unterricht übernahmen Hauslehrer im elterlichen Schloß am Ufer der Klodnitz, ehe er drei höhere katholische Lehranstalten in Lemberg/Galizien, Glogau und Namur/Belgien besuchte. Seine Ausbildung schloß er an der Bergakademie im belgischen Lüttich ab.

Ballestrem schlug zunächst die Offizierslaufbahn ein und machte die Feldzüge gegen Österreich (1866) und Frankreich mit. Im Dezember 1870 stürzte er jedoch nahe der französischen Stadt Chartres so unglücklich vom Pferd, daß er als Rittmeister seinen Abschied vom Militär nehmen mußte. Er hätte sich nun hauptberuflich der Verwaltung seiner Wirtschaftsunternehmungen widmen können, doch das wollte dem Edelmann nicht genügen. Außerdem hatte er für die Verwaltungsarbeit ja seinen Generaldirektor.

Als Ballestrem bald nach der Reichsgründung erkannte, welche Gefahren der heraufziehende „Kulturkampf“ für die katholische Kirche mit sich brachte, entschloß er sich, sie auf politischer Ebene zu verteidigen. Er half mit, die gerade erst gegründete Zentrumspartei in Schlesien aufzubauen, und da er sich dieser Aufgabe mit Geschick und Begeisterung widmete, rückte er bald zu deren Führer auf. Das war der Beginn einer

steilen politischen Laufbahn, die ihn schließlich auf den Stuhl des Reichstagspräsidenten führte. Am 7. Dezember 1898 wählte das Reichsparlament mit dem Grafen Ballestrem erstmals einen Schlesier zu seinem Präsidenten. (Der 1879 nur wenige Monate amtierende Otto von Seydewitz, Oberpräsident der Provinz Schlesien 1879–1894, war ein Wahlschlesier.)

Die acht Jahre, in denen Ballestrem bis Dezember 1906 dem Reichsparlament vorsah, sind geprägt von einer einträchtigen Zusammenarbeit seiner Partei mit der Regierung, wie er sie sich bereits seit dem Ende des Kulturkampfes gewünscht hatte. Da er mit Würde, Toleranz, Gerechtigkeitssinn und auch Humor seines Amtes waltete, galt er trotz gelegentlicher nicht unberechtigter Kritik bald als der beste Präsident, den der

*Er setzte Zeichen – auch per Glockenton*

Bild: Archiv





Reichstag bisher gehabt hatte. Reichskanzler Bernhard von Bülow nennt ihn in seinen „Denkwürdigkeiten“ „einen verständigen, ausgezeichneten und prächtigen Mann von politischer Einsicht und edler Gesinnung sowie mit schlagendem Mutterwitz“. Und selbst die Sozialdemokraten, die der streng konservative Aristokrat erbittert bekämpfte, konnten nicht umhin, ihm für seine Amtsführung Hochachtung auszusprechen. Philipp Scheidemann bezeichnet ihn in seinen Memoiren als „einen fabelhaft geschickten, strengen Mann mit viel Humor“.

So wie Ballestrem schon in seiner eigenen Partei bei Meinungsverschiedenheiten als Vermittler eingeschaltet wurde, so suchte er auch auf hoher Ebene zum Ausgleich und zu Kompromissen beizutragen. Mehrmals fuhr er im politischen oder kirchlichen Auftrag zu Papst Leo XIII. nach Rom. In Berlin hatte er oft Gelegenheit, mit dem Kaiser zu sprechen. In einer Audienz, die ihm Wilhelm II. im Januar 1890 gewährte, regte er gesetzliche Regelungen zum Arbeiterschutz an. Er selbst ließ für seine Arbeiter in Ruda eine vorbildliche Wohnsiedlung und in Ziegenhals ein Erholungsheim bauen.

Wohl jede Versammlung, die Ballestrem leitete, schloß er mit einem Hoch auf Kaiser und Papst. (Manchmal war die Reihenfolge umgekehrt.) Das tat er „als guter Preuße und strammer Katholik“, wie ihn der schon zitierte Reichskanzler Bülow bezeichnete. Die Religion hatte für ihn eine überaus große Bedeutung. Von ihr wurde das Leben in seinem prächtigen Schloß wesentlich geprägt. Es ist auch nicht übertrieben festzustellen, daß Ballestrem zusammen mit dem diplomatisch geschickten Breslauer Kardinal Kopp erheblich dazu beigetragen hat, den Katholizismus in der Reichshauptstadt und gerade auch bei Hofe „salonfähig“ zu machen.

Zwei wenig oder gar nicht bekannte Aspekte aus dem Leben dieses bedeutenden ober-schlesischen Magnaten sollten nicht übersehen werden, zumal sie abermals seine Rolle als Vermittler unterstreichen. Ballestrem war

ein typischer schlesischer Katholik, der ein wenig den Habsburgern „nachtrauerte“. Seine neun Kinder schickte er zumindest für einige Jahre in österreichische Internate. In seinem Schloß ließ er Gemälde der Habsburgerkaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls aufhängen, und nicht weit davon stellte er später die Statuen der Hohenzollernkaiser Wilhelm I. und Friedrich III. auf.

Der zweite Aspekt betrifft die Mittlerrolle zwischen Ost- und Westdeutschland. So wie zu seiner Religion, so bekannte sich Ballestrem auch zu seiner Herkunft „als waschechter Oberschlesier, mit dem Wasser der Klodnitz getauft“, wie er sich einmal vorstellte. Auf jedem Katholikentag, den er besuchte, überbrachte er Grüße „aus dem Osten, aus Schlesien, von der Oder“. Er hatte vermutlich den sicher nicht falschen Eindruck, daß die Ostprovinzen im Westen und in der Mitte des Reiches wenig bekannt waren und kaum besucht wurden. Ballestrem dachte als Patriot „gesamtdeutsch“. Energisch forderte er im Preußischen Abgeordnetenhaus die Errichtung einer Technischen Hochschule in Breslau, die endlich im Todesjahr geschaffen wurde. In jeder Hinsicht vertrat der Graf im Reichs-, im Landes- und im Regionalparlament – das war der Schlesische Provinziallandtag – die Interessen seiner Heimatprovinz.

Ebenso wie das Plawniowitzer Schloß hat auch das 20bändige Tagebuch, das Ballestrem zwischen 1885 und 1908 gewissenhaft Tag für Tag führte, die Kriegs- und Nachkriegszeit überstanden. Auf über 6000 Seiten ist nachzulesen, was er in diesen 24 Jahren für mitteilenswert gehalten hat. Zwar gibt es nicht wenige Memoiren von Zeitgenossen jener Ära, aber kein so ausführliches Tagebuch. Deswegen gilt Ballestrems Diarium als eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Quelle für die Geschichte des deutschen Parlamentarismus, des politischen Katholizismus, des Adels und ganz besonders für die Geschichte Schlesiens.

*Helmut Neubach (KK)*

## Der Breslauer Pulver-, „Turm von Siloah“

Eine zur Tradition gewordene Predigt erinnerte im 18. Jahrhundert alljährlich an eine Katastrophe vom 21. Juni 1749

„Predigt am Gedächtniß Tage des vor 48 Jahren zersprengten Pulver Thurms gehalten d. 21 Junius 1797 von David Gottfried Gerhard, Königl. Ober Consistorial Rath u. Inspector.“ Das so beeindruckend überschriebene 28seitige Manuskript, das auf Seite 29 die Notiz trägt: „Fried. Wilh. Simon/ Anno 1810/den 22ten Juli“, ist wahrscheinlich das Originalmanuskript, denn ein Kopist hätte nicht so viele Korrekturen vermerkt. Das Manuskript wurde im Archiv der Bauernfamilie Winkelmann in Wietzendorf (Lüneburger Heide) aufbewahrt, ein Sohn der Familie war Pastor Heinrich August Winkelmann, 1871 zu Wietzendorf geboren, Schloßprediger in Unterweißbach/Schwarzburg und Pastor in mehreren Gemeinden in Thüringen. Die Predigt erinnert an den 21. Juni 1749, einen Sonnabend, als in Breslau der Pulverturm durch einen Blitz vernichtet wurde. Da-

nach wurde eine Gedenkmünze aufgelegt. Eine Stiftung machte es zum Brauch, alljährlich am 21. Juni an das Unglück von 1749 zu erinnern. Die erste Predigt hielt der Oberkonsistorialrat Burg bereits einen Tag nach der Katastrophe: „Bußfertige Bekehrung der Sünder zu Gott“ in der Elisabethkirche zu Breslau. In seiner Predigt von 1751 bezeichnete Johann Friedrich Burg das Unglück als von Gott verhängtes schweres Gericht. Chr. Steinberg predigte 1779 über „Die Kraft des Donners“. Bereits 1750 verfaßte Ephraim Scheibel ein Gedicht über die Katastrophe, Karl Geisheim schrieb 1839 die Ballade „Die Schildwache am Pulverturm“.

Der 25 Meter hohe Pulverturm, der in die Wallanlage eingelassen war, bestand aus drei übereinander stehenden Gewölben. Er war mit Kupfer gedeckt, was den Blitz angezogen haben wird. Fast 600 Zentner Pulver in

*Städtische Pracht oder gottloses Gepränge? Breslau nach Loeillot*

Bild: Archiv



Tonnen explodierten, die Stadtmauer wurde neben dem Turm auf eine Länge von 50 Ellen zerstört, 100 Häuser wurden zu Ruinen, weitere 100 stark beschädigt. 60 Menschen wurden bei dieser Katastrophe getötet, viele Menschen erlitten Verletzungen.

Mit Recht stellte sich Julius Krebs in der ersten Predigt die Frage: „Was hatten die Sünden der Breslauer nun mit dem zufälligen, so furchtbar gewordenen Blitzstrahl zu schaffen! Welch eine fatale Idee lag dieser Predigt offenbar zum Grunde, daß Gott 700 Menschen zu Sündenböcken gemacht hätte, um die Vergehen vieler Tausende an ihnen zu strafen, und warum nur gerade die armen Leute, welche auf der Karls-, Graupen- und Antonienstraße wohnten.“ (Wanderungen durch Breslau, 1836)

Ist in der Predigt von 1797, fast 50 Jahre später, eine neue Sichtweise der Theologen zu erkennen? Der Prediger Gerhard (1734–1808), Pastor primarius zu St. Elisabeth, Professor primarius der Theologie in beiden Gymnasien, war auch Zensor in theologischen Fragen. Im Jahr 1800 gab er „Das neue Breslauer Gesangbuch“ heraus, viele seiner Predigten ließ er drucken. Die Pulverturmpredigt dagegen ist wohl nicht im Druck erschienen, Gerhard erwähnt sie auch nicht in seiner Autobiographie, die 1812, zwei Jahre nach seinem Tode, von seinen beiden Söhnen, ebenfalls Theologen, herausgegeben wurde: „David Gottfried Gerhard's Leben von ihm selbst beschrieben und mit einigen seiner noch ungedruckten Aufsätze, besonders seinen letzten Reden, nach seinem Tode herausgegeben“.

Gerhard geht in seiner Predigt von einem Bild Gottes aus, der als Allmächtiger, Allwissender, Vater und Richter bestimmt wird. Bei der Sprengung des Pulverturms habe Gott „in unserer Stadt seinen Ernst, mit welchem er strafen und hinreißen kann, eben so deutlich als seine schonende Langmut bewiesen“. Als Thema benennt er „Die richtige Beurtheilung und heilsame Anwendung schrecklicher Nathurbegebenheiten oder Unglücks-Fälle.“

Der Sturz des Turms von Siloah (Lukas 13,1–5) wird zum Exempel: ein Unglücksfall und eine göttliche Schickung. „Jesus: Meynt ihr etwa, daß die 18 Menschen, auf welche der Thurm zu S. fiel und erschlug sie, schuldig gewesen sind vor allen, die zu Jerusalem wohnen? Ihr würdet mit diesem lieblosen Urtheil sehr irren. Ich sage euch vielmehr, wenn ihr euch nicht beßert, so kann euch eben dieß Verderben so gut als ihnen begegnen.“

Es scheint, dass hier nach 50 Jahren gegenüber der ersten Predigt eine veränderte theologische Einstellung zu erkennen ist, von der Orthodoxie zum Pietismus: Die Breslauer Toten von 1749 sind nicht mehr von Gott bestrafte Sünder, aber die Warnung an die Lebenden ist immer noch vorhanden. Der Fall des Pulverturms ist gottgewollt und ein Exempel für die Lebenden.

Um 1800 wußte man von den Versuchen Benjamin Franklins, der bereits 1753 den Blitzableiter entwickelt hatte. Wie steht der Prediger zu den Naturwissenschaftlern? Gerade ihnen wirft Gerhard Unglauben vor, weil sie „alles, was in der Welt vorgeht für ein bloßes blindes Ohngefähr, für einen Zufall oder doch nur für eine Würckung der Natur ansehen, die ebenso nothwendig nach den Gesetzen der Natur erfolge“. Diese Menschen seien es, die „den Gedanken an eine höhere Leitung Gottes fast nicht erst aufkommen lassen“. Sie würden nicht erkennen, „daß auch die natürlichsten Würckungen mit zu den Mitteln gehören, wodurch Gott seine höheren, weisen Absichten ausführt.“ „Es ist alles gut, was der Herr thut. Er bleibt gerecht, er bleibt Vater.“

Wir wissen nicht, ob die Stiftung nach 1800 weiterbestand. Wir dürfen aber hoffen, daß die späteren Predigten ein anderes Gottesbild angesprochen haben und daß die Naturwissenschaft eine andere Bewertung erfahren hat. Die moderne Theologie fragt nicht so sehr nach dem Warum als vielmehr nach dem Wozu: Wohin führt dein eigener Weg, kehre um, nutze die Zeit!

*Karl-Ludwig Barkhausen (KK)*

## Nicht nur sichtlich, auch anschaulich präsent

Die Sudetendeutschen in einer Ausstellung in Waldkraiburg

Das dunkle Kapitel Vertreibung sei endlich abzuschließen! Diesen und ähnlichen Ansichten, die das Thema des Verlustes der Heimat der Sudetendeutschen und anderer Deutscher aus den Ostgebieten unter den Teppich kehren wollen, müsse entgegengewirkt werden. Auf diese These stützte Albrecht Schläger, MdL a. D., Generalsekretär des Sudetendeutschen Rates und Bundesvorsitzender der Seliger-Gemeinde, seine Eröffnungsrede zur Ausstellung „Die Sudetendeutschen. Eine Volksgruppe in Europa“ im Stadtmuseum Waldkraiburg. Nach 20 Stationen in Großstädten und kleineren Gemeinden ist die Wanderausstellung in der „Stadt im Grünen“, der einwohnerstärksten des Landkreises Mühldorf a. Inn, gelandet.

Bebilderte Texttafeln lenken belehrend die Aufmerksamkeit auf das Thema. Sie geben Aufschluß über die wichtigsten Stationen und Ereignisse der 800jährigen Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern. Karten und Fotos veranschaulichen die Fakten, denen sich – nach dem Wunsch des Ersten Bürgermeisters von Waldkraiburg, Siegfried Klika, ebenso wie des Festredners – insbesondere die Schuljugend zuwenden müsse. „Die jahrzehntelange Verdrängung hat Wissensdefizite hinterlassen. Dem überparteilichen Sudetendeutschen Rat war daran gelegen, die Beiträge aller politischen Richtungen zur Geschichte der Sudetendeutschen zur Geltung zu bringen.“ Schläger hob hervor, daß besonders die Sozialdemokratie ihre Geschicke prägend beeinflusst habe. „Wer die Zukunft meistern will, muß die Vergangenheit bewältigen.“

Zur musikalischen Gestaltung konnten drei Mitglieder des Iglauer Singkreises, München, gewonnen werden. Sie waren in alter Iglauer Tracht erschienen und ließen Volksweisen aus der alten Heimat erklingen. 75 Gäste zählte



*Das Lächeln von einst im Scheinwerferlicht von heute: Blick in die Ausstellung*

Bild: der Autor

Initiator Hardy Schleich, darunter der Bundestagsabgeordnete Stephan Mayer neben Vertretern von Stadt, Schulen, Museum und Medien. Beeindruckend war für die Anwesenden Schlägers konzentrierter Überblick über die bewegte, oft mißverständene und noch heute kaum „bewältigte“ Geschichte der Sudetendeutschen. In Bayern siedelten sich viele von ihnen nach Kriegsende in den „Vertriebenenstädten“ Geretsried, Neutraubling, Traunreut, Waldkraiburg an.

Zur Ausstellung kam ein Bildband als Begleitbuch heraus. Die Stadt Waldkraiburg fügte mit dieser Schau im Jubiläumsjahr (50 Jahre Stadterhebung, 60 Jahre Stadtgründung) den drei Stadtgeschichts-„Inseln“ (Vertriebenenmahnmal, Industriemuseum im Bunker 29 und Stadtmuseum) einen weiteren Geschichtsbaustein hinzu.

*Hans Gärtner (KK)*



## Deutsches Polen-Institut und Technische Universität Darmstadt

Das Deutsche Polen-Institut (DPI) und die Technische Universität Darmstadt werden ihre Zusammenarbeit in Forschung, Lehre und Weiterbildung intensivieren. Beide Partner unterzeichneten einen entsprechenden Vertrag.

„Wir zählen auf eine gute und fruchtbare Zusammenarbeit zum Vorteil beider Seiten – schließlich ist Wissen ein Gut, das sich vermehrt, wenn man es teilt“, sagte TU-Präsident Prof. Dr. Hans Jürgen Prömel bei der Unterzeichnung des Kooperationsvertrages. Die Vereinbarung sieht unter anderem vor, in den kommenden drei Jahren die bestehenden Kooperationen auszuweiten. Dazu können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beider Einrichtungen unter anderem die Bibliotheken und Archive des jeweiligen Partners nutzen. Den Studierenden wird außerdem zugute kommen, daß das DPI das Lehrangebot der TU Darmstadt mit ausgewählten Lehrveranstaltungen erweitert, die als Studienleistung anerkannt werden.

Im Jahr 2008 nahm das DPI in Absprache mit der Wissenschaftsstadt Darmstadt außerdem das Angebot der TU Darmstadt an, den Institutssitz nach Abschluß der Sanierung als Mieter in das Darmstädter Residenzschloß zu verlegen. Der Direktor des DPI, Prof. Dr. Dieter Bingen, erinnerte daran: „Die

Planungen für unseren Umzug kommen voran, die TU und das DPI könnten bereits 2013 direkte Nachbarn sein.“

Beide Einrichtungen arbeiten bereits seit mehreren Jahren zusammen: Ausgangspunkt waren gemeinsame, jeweils mehrwöchige Sommerkurse für polnische Nachwuchsforscher an der TU Darmstadt ab dem Jahr 2001. Auf dieser Basis entstand im Jahr 2006 eine erste Kooperationsvereinbarung, die zu wechselseitigen Vortragsveranstaltungen, zur Zusammenarbeit der Bibliotheken, gemeinsamen Workshops sowie gegenseitiger Hilfe und Unterstützung bei Tagungen führte. Besonders hervorzuheben ist dabei die Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, zu der das DPI in Zusammenarbeit mit der TU Darmstadt im September 2006 nach Darmstadt einlud.

Um die Studierenden der TU für polenbezogene historische Themen zu interessieren, erhielt außerdem Dr. Peter Oliver Loew, wissenschaftlicher Mitarbeiter am DPI, einen Lehrauftrag am Institut für Geschichte. Schwerpunkt seiner bisherigen Lehrtätigkeit, die er im Wintersemester 2009/2010 aufnahm und im kommenden Semester fortsetzen wird, ist die Geschichte der Polen in Deutschland. (KK)

## Ausstellung zu Umsiedlungen „ins Reich“ in München

Das Haus des Deutschen Ostens München bietet im 40. Jahr seiner Gründung die Eröffnung der Ausstellung zu den Umsiedlungen „ins Reich“ 1939/1940 im historischen Kontext an. Anlaß ist der 70. Jahrestag. Im Mittelpunkt stehen die Umsiedlung der Buchenlanddeutschen im Spätherbst und Winter 1940 und die Folgen für diese Gemeinschaft.

Die Wanderausstellung wurde vom Augsburger Bukowina-Institut erstellt und seit 2001

(Bundestreffen in Suczawa/Suceava) in nahezu allen Städten des Buchenlandes, in Siebenbürgen und im Banat, in Österreich (Linz und Wels) sowie mehreren Städten Deutschlands gezeigt, zuletzt in der Pfalz-Bibliothek in Kaiserslautern.

Eröffnet wurde die Wanderausstellung von Dr. Ortfried Kotzian, dem Direktor des HDO, der seinerzeit das Konzept erarbeitet hat. Sie ist bis zum 29. Oktober zu sehen.

Luzian Geier (KK)

## Bücher und Medien

### Der scharfe Blick des Zeichners und der Scharfblick der Forscherin

*Angelika Marsch: Friedrich Bernhard Werner (1690–1776) : Corpus seiner europäischen Städteansichten, illustrierten Reisemanuskripte und der Topographien von Schlesien und Böhmen-Mähren. Anton H. Konrad-Verlag, Weißenhorn 2010. 674 S., Subskriptionspreis bis 31. 12. 2010: 98 Euro, danach 120 Euro*

Manch langer Weg bringt viel Ertrag. Im 18. Jahrhundert ging Friedrich Bernhard Werner (geboren 1690 in Kamenz, gestorben 1776 in Breslau) den beschwerlichen Gang durch ganz Mitteleuropa. Er zeichnete und schuf Abbilder der damaligen Städte, die uns bis heute bekannt sind. Auf seinen Spuren ist auch Angelika Marsch viel herumgekommen. Sie hat nun eine wegweisende Arbeit zu Werners Werk vorgelegt.

Es gibt wenige Findmittel zu Schlesien, jedenfalls nicht allzu viele neuere. Um so bedeutsamer ist nun ihr dickleibiges, über drei Kilogramm wiegendes Buch über diesen populärsten Zeichner europäischer Städteansichten. Dank der reichhaltigen Ausstattung mit fast tausend Abbildungen kann sich jeder unmittelbare Eindrücke davon verschaffen.

Schon von den Rahmenbedingungen her, früher wie heute, setzen Werner und Marsch Maßstäbe. Ersterer war zehn Jahre von Glückstadt im Norden bis Sizilien im Süden, von Frankreich bis zum Baltikum unterwegs, sah sich selbst nach der Wanderschaft als „schlesischer Robinson“, wurde 1746 unter Friedrich II. zum „Königlichen Preußischen Scenographicus“ in Breslau ernannt. Angelika Marsch wiederum hat jahrzehntelange

akribische Recherchen hinter sich gebracht und nach eigener Darlegung mit 68 Sammlungen Verbindung aufgenommen. Das Ergebnis sind 574 Ansichten von 305 deutschen Städten und Orten sowie fast 1600 Ansichten von 754 Städten in einem weiteren Dutzend heutiger europäischer Länder. Nur Matthäus Merian war ein namhafterer Vedutenzeichner.

Schon wegen der schiereren Vielzahl von Ansichten sollte Werners Wirken im Gesamtumfang gewürdigt werden. Zudem hat er phantastisch breit gelagerte Panoramen geschaffen. Marsch erzählt von diesen „für die Architektur- und Stadtgeschichte ... bedeutendsten Städtebildern“. Der Augsburgener Verlag von Jeremias Wolff hat die bis zu einem Meter breiten Ansichten für 118 Städte hergestellt. Bei 90 Städten schuf F. B. Werner die Vorlagen.

Es gibt noch eine andere bemerkenswerte Komponente und dann Konstante, das sind seine durch die Autorin nachgewiesenen 1400 Ansichten von fast 750 schlesischen Orten bzw. Objekten. Sind die europäischen Ansichten sowohl subjektiv „schön“ wie objektiv „großartig“, so sind die schlesischen Zeichnungen vielfach „einzigartig“. Denn Werner hat nicht nur erhaltene Klosteranlagen in ihrer barocken Erscheinungsform erstmalig formvollendet bis hin zu Vogelschuaufnahmen oder die Schauseiten der Fassaden von Breslaus Ring in Guckkastenbildern „pittoresk“ dargestellt, er machte in kolorierten Federzeichnungen viele Bauwerke erst- und einmalig vorstellbar. Das gilt auch für die über 200 protestantischen Bethäuser Schlesiens, die er vollständig erfassen wollte und deren Holzbauweise manchen kein langes Dasein bescherte. Wenngleich gerade die Handzeichnungen in den Manuskriptbänden kriegsbedingt teilweise verlo-

rengingen, so ist es doch der für Schlesien wertvollste Teil seines Schaffens. Die ganze Bedeutung tritt seit Jahren stärker hervor, da immer mehr dieser Abbildungen für die Forschung und zur lokalen Vergegenwärtigung herangezogen werden.

Dazu zählen auch die vielen Ausstellungen, insbesondere eigentlich alle wichtigen topographischen Vedutenausstellungen Mitteleuropas, bei denen Werner in irgendeiner Weise in Betracht gezogen werden muß. Seine eigenhändigen Zeichnungen mögen illustrativ und schematisiert, etwas krakelig und verwackelt erscheinen. Das fällt weniger bei den überarbeiteten Kupferstichen für seine zeitweiligen Augsburger Auftraggeber auf als bei den unveröffentlichten schlesischen Ansichten. Aber auch die sind trotz der kleinen Formate überaus genau und stimmig.

Durch zahlreiche Aufsätze hat Angelika Marsch bereits viele solcher Fragen behandelt und auch in Polen mit Publikationen zur neuen Bekanntheit Werners beigetragen. Ihr neues Buch bietet Überblicke zu seinen verschiedenen gedruckten Werken. Das schafft erstmalig einen rasch nachvollziehbaren Zusammenhang. Marsch macht mit Werners Leben vertraut. Ihre Einführung ist übersetzt in die polnische, tschechische und englische Sprache. Werners Autobiographie wird abgedruckt und textkritisch kommentiert. Das abschließende „Gesamtverzeichnis der Ansichten Schlesiens von Friedrich Bernhard Werner“ (die heutigen polnischen Ortsnamen werden in Klammern hinzugesetzt und können durch eine mehrsprachige Ortsnamenskonkordanz zusätzlich erschlossen werden) erleichtert es dem Interessenten, seine Werke aufzufinden bzw. festzustellen, ob sie überliefert sind.

Wenige Wünsche und Fragen bleiben bei diesem markanten Werk offen. Als Summe vieler Wege und Sondierungen ist sowohl Werners Werk als auch das seiner gegenwärtig besten Kennerin Angelika Marsch fundamental.

*Stephan Kaiser (KK)*

## „Carmen“ und „Rigoletto“ auf deutsch im sowjetischen Lager

*Horst Fassel: Bühnen-Welten vom 18.–20. Jahrhundert. Deutsches Theater in den Provinzen des heutigen Rumänien. Presa Universitara Clujeana, Cluj 2007, 419 S., Preis 10 Euro. Bestellung über die Universität Klausenburg: presa\_universitara@easynet.ro*

Seit einiger Zeit liegt nun der 3. Band der Karl-Kurt-Klein-Reihe vor, der im Klausenburger Universitätsverlag erschienen ist. Als Autor zeichnet der verdienstvolle Banater Germanist und Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Horst Fassel, Tübingen. Begründet wurde diese wissenschaftliche Bücherreihe im Jahr 2002 mit dem Tagungsband „Zur Geschichte des deutschsprachigen Theaters in Südosteuropa im 20. Jahrhundert“.

Wie auch die vorherigen Publikationen bringt das 419 Seiten umfassende Werk „Bühnen-Welten vom 18.–20. Jahrhundert. Deutsches Theater in den Provinzen des heutigen Rumänien“ wissenschaftliche Ergebnisse einer vielseitigen Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Institut der Babes-Bolyai-Universität, Klausenburg, und dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen.

Im ersten Teil wird ausführlich auf „Deutsche Theaterlandschaften in Siebenbürgen und im Banat“ sowie auf „Die Theaterunion zwischen Temeswar und Hermannstadt am Beispiel des Theaterdirektors Eduard Reimann (1843–1898)“ eingegangen. In Kapitel 2, wo die Entwicklung der deutschen Stadttheater in Czernowitz, Preßburg (dem heutigen Bratislava), Lugosch, Kronstadt und Orawitz dargestellt wird, geht Horst Fassel ausführlich auf das siebenbürgisch-sächsisches Schultheater ein, dessen Tätigkeit bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht.

Einsichten in eine kaum bekannte Zeitspanne östlichen Laientheaters vermittelt eine ausführliche Darstellung über „Zielsetzungen

und Leistungspotential der deutschen Theatergruppe im Arbeitslager Makeevka im Donbas (1946–1949)“, wo auf die vielfältige Kulturtätigkeit der zur „Aufbauarbeit“ deportierten „Volksdeutschen“ hingewiesen wird. So erfährt man unter anderem von „Weihnachts- und Osterfeiern, von Gottesdiensten, von gemeinsam vorgetragenen, von Gruppen einstudierten Liedern, von Vorträgen zu diversen Themen und von gelegentlichen Theateraufführungen“. In einem anderen Kapitel wird über „Die Tätigkeit der deutschen Theatergruppe in den Lagern 1022 Mischino und 1056 Kapitalnaja“ berichtet. Diese Theatergruppe der Zwangsdeportierten wurde am 3. März 1946 gegründet, wobei von den sieben Gründungsmitgliedern fünf Berufskünstler waren; darunter auch Wilhelmine Fischer-Banu, einst Ensemblemitglied des bekannten Bukarester Revuetheaters „Constantin Tanase“.

Das erste deutsche Varietéprogramm wurde am 7. April 1946 im Arbeitslager Mischino präsentiert, und am 25. Mai „konnte die Theatergruppe, die bis dahin sechs Aufführungen aufzuweisen hatte, von der Lagerleitung offiziell ‚eingeweiht‘ werden“; zehn Tage später fand im Lager Kapitalnaja sogar die erste „Rigoletto“-Vorstellung statt.

Zielgruppen dieser Aufführungen – zu denen auch Lustspiele und Nachgestaltungen der Opern „Carmen“ und „Rigoletto“ gehörten – waren, schreibt Horst Fassel, selbstverständlich die Deportierten selbst, dann aber auch die Familien der sowjetischen Offiziere als Ehrengäste, wobei Arien aus dem „Zigeunerbaron“, der „Fledermaus“ oder der „Lustigen Witwe“ sowohl die Deportierten als auch die sowjetische Lagerprominenz begeisterten, während Lieder wie „Lili Marleen“ mehr die deutschen Zuhörer ansprachen. Der Ankauf von Musikinstrumenten wurde übrigens durch die Einnahme von Eintrittsgeldern und Spenden finanziert.

Es ist ein wissenschaftlich fundiertes, informatives und lesenswertes Werk – mit über 800 Fußnoten und einem Verzeichnis des

Quellenmaterials im Anhang –, das in vergangene, ferne und leider oft auch vergessene „Bühnen-Welten“ führt.

*Claus Stephani (KK)*

## Verortet: deutsche Literatur in Südosteuropa

Eine Ausstellung über Gedenkort der deutschsprachigen Literatur in Südosteuropa wurde im September 2009 im Fünfkirchner Lenau-Haus eröffnet. András F. Balogh, Dozent am Germanistischen Institut der Loránd-Eötvös-Universität Budapest, hatte die Idee und auch die Initiative ergriffen, diese Orte unter die Lupe zu nehmen und sie anhand eines Registers systematisch aufzuarbeiten.

In der Ausstellung werden anhand von Fotos Denkmäler, Büsten, Gedenktafeln, Institute, Organisationen als Zeugen der deutschsprachigen Kultur und Literatur dieses geographischen Raumes gezeigt. Hilfe leisteten bei der repräsentativen Sammelarbeit Germanistikkollegen, Mitarbeiter von Institutionen.

Jetzt wurde zu der genannten Ausstellung von András F. Balogh auch eine Landkarte mit dem Titel „Gedenkort der deutschsprachigen Literatur in Südosteuropa“ herausgegeben. Die eine Seite ist die Landkarte selbst mit den Fundorten, auf der Rückseite gibt es einzelne Beispiele mit Angaben zu den Gedenkstätten.

Die Stätten werden geographisch von Krakau bis Sofia und von Laibach bis Jassy aufgezählt, die Karte umfaßt Orte in den Gebieten des heutigen Bulgariens, Kroatiens, Rumäniens, Serbiens, der Slowakei, Sloweniens, der Ukraine und Ungarns. Die Landkarte kann sehr gute Dienste im Literaturunterricht der deutschsprachigen Gymnasien dieses Raumes sowie an den Germanistiklehrstühlen der Universitäten leisten. (KK)



### Bodenlos ist der doppelte Boden

George Saiko hat in Wien die Nazis überlebt, jetzt lebt die Erinnerung an ihn wieder auf



*Das Foto ist schlecht, das Bild ist gut. Und erst die Blicke...*

Bild aus dem vorgestellten Buch

Ein ewiges Rätsel der Geistesgeschichte ist, wie das eine in Vergessenheit gerät, das andere wiederaufersteht, womit Menschen ebenso gemeint sind wie Bücher. Englisch prägnant wurde dies zum geflügelten Wort: „Some books are undeservedly forgotten, non are undeservedly remembered.“ (Manche Bücher werden zu Unrecht vergessen, zu Unrecht in Erinnerung gerufen werden keine.) Die Worte, die genauso gut auf Buchautoren gemünzt sind, stehen seit 1963 in

„The Dyer’s Hand“, dem berühmten Spätwerk von Wystan Hugh Auden, der nach einem Leben der Abenteuer (von denen die Heirat mit Erika Mann eines der harmlosesten war) just in dem niederösterreichischen 1600-Seelen-Dorf Kirchstetten zur Ruhe kam, das sich der von Schuschnigg wie von Goebbels gleichermaßen geschätzte Poet Josef Weinheber als Wohnsitz auserkoren hatte. Als Auden starb, war ihm, wenige Kilometer entfernt in einem Wienerwaldstädtchen, jener George Saiko schon elf Jahre vorausgegangen, der soeben zum Gegenstand einer neuen gründlichen Untersuchung geworden ist: Der junge Germanist Michael Hansel beschreibt unter dem Titel „George Saiko oder: Die Wirklichkeit hat doppelten Boden“ das Überleben des Schriftstellers im annektierten Österreich und seine literarische Wiederauferstehung.

Deutscher Literaturfreunde haben von dem, was sich 1938 in Österreich ereignete, wenig gewußt und das wenige inzwischen wohl auch vergessen. Hitler – auf Linz fixiert – hat Wien immer gehaßt und darum gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen Adolf Eichmann den Befehl gegeben, Wien müsse „judenrein“ werden, womit er der damals größten Judengemeinde aller Kontinente ihren bis dahin glücklichsten und fruchtbarsten Nährboden entzog. In keiner anderen Stadt hatten die Juden, die aus allen Kronländern der Monarchie nach Wien geströmt waren, so günstige Voraussetzungen für ihre Assimilation vorgefunden und so viel zum geistigen Leben beitragen können.

1938 herrschte Frieden, der Weltverkehr zu Land und auf dem Meer funktionierte; Polen war noch nicht erobert, und es gab auch keine Vernichtungslager! Eichmann mußte die Wiener Juden am Leben lassen, er durfte Weltberühmtheiten wie etwa Sigmund Freud nur mit Samthandschuhen anfassen. 156 800 Wiener Juden verloren ihr Vermögen, aber retteten, unsanft zur Ausreise gedrängt, ihr Leben, und manche von ihnen fanden sich auf den Lehrstühlen von Harvard, Princeton und Berkeley wieder, an der Spitze des Teatro Colon in Buenos Aires oder der Met. Und sie brachten ehemaligen Kolonien jenen Hauch von Weltkultur, der etwa Neuseeland entscheidend förderte.

Auch jene Emigranten, die nach diesem großen Exodus keinen Nobelpreis, keinen Pulitzerpreis und keinen Regie-Oscar ernteten, waren für die österreichische Selbstfindung nach 1945 verloren; aber die Suche nach Erzählern einer Art Innerer Emigration hatte Erfolg. Hinter den soliden Mauern der berühmten Graphiksammlung Albertina, beschäftigt in ihren heiligen Hallen, hatte der Kunsthistoriker und Dichter George Saiko die Hitlerjahre überstanden, ohne jemals der Reichschrifttumskammer anzugehören. „Der

Umstand, daß der Dichter nicht gerade viel geschrieben hat“, sagt Hansel, „mag mit ein Grund sein, weshalb er, schon als er starb, weitgehend unbekannt war und es bis heute auch geblieben ist. (...) Saikos Werke verlangen einen aufgeschlossenen, aktiven, oft eigenschöpferischen Leser, der aus den Erfahrungen, Erinnerungen, ... unbewußten Bildern“ sich jene zweite Wirklichkeit erschließen muß, die Saiko das Überleben in einer feindseligen Welt und in permanenter Gefahr erst ermöglichte.

Zu den interessantesten Partien des Hanselschen Buches gehört darum die Rezeptionsgeschichte, ein Beinahe-Offenbarungseid der literarischen Milieus im Nachkriegsösterreich, wo es buchstäblich ein halbes Jahrhundert dauerte, bis sich junge Germanisten der ungehobenen Schätze unter dem Katastrophenschutt von 1938 erinnerten und zu graben begannen. Hansels Untersuchung, bemerkenswert gepflegt ausgestattet, weist spät, aber vielleicht nicht zu spät den richtigen Weg.

*Hermann Schreiber (KK)*

*Michael Hansel: Georg Saiko oder: Die Wirklichkeit hat doppelten Boden. Sonderzahl, Wien 2010, 294 S.*

## **Märchenonkel, frei von Onkelhaftigkeit**

Zum Tod des generationenübergreifenden Erzählers Josef Holub

Es war nur ein kurzer Nachruf in der Fellbacher Zeitung vom 12. Juli: „Der bekannte Jugendbuchautor Josef Holub aus Großberlach-Grab ist jetzt nach langer, schwerer Krankheit im Alter von 83 Jahren gestorben.“ Welch einen Verlust sein Tod aber für die Literatur bedeutet, wird man erst später ermessen können.

Josef Holub wurde 1926 in Neuern/Nyrsko im Böhmerwald geboren. Nach der Volks- und Bürgerschule besuchte er die Lehrerbil-

dungsanstalt in Prachatitz. Bis zur Währungsreform studierte er dann an der Lehrerbildungsanstalt in Schwabach und wurde später Briefträger, Schalterbeamter und Oberamtsrat bei der Post. Erst nach seiner Pensionierung im Jahre 1986 widmete er sich der Literatur:

Es ist durchaus gerechtfertigt, die überwältigende Rezeption seines ersten Buches, „Der rote Nepomuk“, als Glücksfall für die deutsche Literatur zu bezeichnen. Das Manuskript



Bild: der Verlag

wurde schon in den 50er Jahren geschrieben und verschwand zunächst in der Schublade. Erst nach der Öffnung der Grenzen holte Holub den „Nepomuk“ wieder hervor, nahm einige Veränderungen vor und reichte das Manuskript beim renommierten Verlag Beltz & Gelberg ein. Aus über 100 Einsendungen wählte es die Jury zum Peter-Härtling-Preis aus, das Buch wurde als Glücksfund eines einzigartigen Erzähltalents bezeichnet und 1993 publiziert. Auf der Rückseite des Buches ist ein Auszug aus der Begründung der Jury abgedruckt: „Diese Geschichte ist prall voll Zeitgeschehen. Es ist ein Buch gegen den Krieg und für ein friedliches Zusammenleben. Und alles wird warmherzig auf unvergessliche Art erzählt. In diesem Roman finden sich Humor und tiefe Menschlichkeit. Das Buch könnte für Kinder von richtungsgebender Bedeutung sein.“ Im Grunde genommen ist es auch das Motto aller Romane von Josef Holub. Auffällig war auch die rundum positive Aufnahme des Romans in der deutschen Presse.

Sicherlich war die Zeit nach der Öffnung der Grenzen reif für den „Nepomuk“. Ein Blick

zurück auf die Literatur zum Thema deutsch-tschechische Beziehungen in der Kinder- und Jugendbuchliteratur zeigt, daß es durchaus einige Bücher gab, die sich mit dem Thema der Vertreibung aus dem Sudetenland auseinandersetzten. Ich denke hier insbesondere an die Bücher von Sidonia Dedina, Gudrun Pausewang und Annelies Schwarz. Die Zeit vor der Besetzung des Sudetenlandes kommt aber in keinem dieser Bücher ausführlich zur Sprache. Vielleicht ist das auch eine Erklärung für die uneingeschränkt positive Aufnahme des Werks.

Einzigartig ist die expressive Sprache Holubs: In seinen Büchern ist von Paradeisern und Roßpauken zu hören, man lernt Böhmackchen kennen und erfährt, was Eisschinken ist. Wo sonst könnten wir Sätze wie diese lesen? „Der Winter war lang, und Hochwasser und Eisschollen haben an dem Ufer gekratzt, und wer weiß, wie der Fluß beim Zigeunerwald aussieht. Wissen will ich auch, ob die Forellen, Schleien, Hechte und Kriltischen noch da sind und wie sie sich vermehrt haben. Ob die Ochsenaugen schon blühen und wie trüchtig die wilden Apfelbäume sind.“

Josef Holub schrieb Jugendbücher für Erwachsene, die sehr wohl auch von Jugendlichen gelesen werden können, aber dann anders verstanden werden als von Erwachsenen, die über genügend Erfahrung und geschichtliche Kenntnisse verfügen. Sehr anschaulich hat er in seinen Büchern herausgestellt, wie nationale Vorbehalte und speziell der Nationalsozialismus die Beziehungen auch zwischen den Jugendlichen beider Völker vergiftete. „Die Neue Morgenpost hat schon vor ein paar Tagen geschrieben, daß der Tschämberlein dafür ist, und der Hitler soll ruhig kommen. Die Juden haben schnell ein bißchen Zeug zusammengepackt und sind ins Böhmisches, dorthin, wo der Hitler nicht hinkommt. Warum die Juden fortgehen, weiß kein Mensch. Nicht einmal mein Vater weiß es, und der kennt sich in der Welt und in der Politik gut aus. Nur der Tschoumsch ist geblieben, und das ist recht. Er macht große

Blunzen und Leberwürste. Die Leute sagen, er tut auch Katzen hinein. Trotzdem kaufen alle bei ihm.“

Nur drei Jahre später erschien sein Roman „Bonifaz und der Räuber Knapp“, der mit dem Züricher Kinderbuchpreis „La vache qui lit“ ausgezeichnet wurde. Erzählt wird die Geschichte des elfjährigen Waisenknaben Bonifaz, der im Jahre 1867 in das gottverlassene Dorf Grab abgeschoben wird, von einer wunderbaren Freundschaft und wie das war mit dem Räuber Knapp.

Das Thema des Aufwachsens im Böhmerwald hat Holub nicht verlassen. 1996 wurde der Roman „Lausige Zeiten“ über seine traumatische Jugend veröffentlicht, in dem er die Innenseiten der Macht, den selbsterlebten Drill, die Demütigungen, aber auch solidarische Verhaltensweisen der Jugendlichen darstellt. Mit „Schmuggler im Glück“ erschienen 2001 seine Einblicke in die Zeit nach dem Krieg.

In seinem letzten Roman, „Der Rusländer“, 2002 im Oetinger-Verlag veröffentlicht, erzählt Josef Holub aus der Sicht des unfreiwillig zum Soldaten gewordenen Adam vom Rußlandfeldzug Napoleons im Jahre 1812 und einer Freundschaft, die über alle Ständegrenzen hinweg entsteht. Holubs Buch ist ein Anti-Kriegsbuch im besten Sinne; es zeigt, wozu Menschen im Guten und im Bö-

sen fähig sind. Während in Deutschland dieses Buch nicht die Beachtung seiner Böhmerwaldtrilogie fand, wurde die amerikanische Übersetzung unter dem Titel „An Innocent Soldier“ 2006 mit dem amerikanischen Jugendbuchpreis Batchelder Award ausgezeichnet.

Eine große Bedeutung hatte für ihn die Verleihung des Sudetendeutschen Kulturpreises im Jahre 2003. Es war die Anerkennung seiner großartigen literarischen Leistung, denn als Außenseiter des Literaturbetriebes hatte er völlig neue Impulse in die Jugendliteratur gebracht, Geschichten aus einer längst vergangenen Zeit erzählt und sie so vor dem Vergessen bewahrt. Sehr wichtig war ihm auch die tschechische Übersetzung seines Nepomuks, „Cervený Nepomuk“, von Jaroslav Achab Haidler.

Josef Holub wird fehlen: Seine sprachmächtigen Romane sind wie aus der Zeit gefallen und eine Hommage an seine verlorene Heimat im Böhmerwald. Was bleibt, sind seine Bücher und die Erinnerung an einen gütigen und nachdenklichen Menschen, der durch sein Können überzeugte. Wie schade, daß er uns nicht mehr die Schönheiten des Kubanigebirges mit seinen mächtigen Erhebungen Kubani und Schreiner zeigen kann.

*Eckhard Scheld (KK)*

## **„Das Liebste und das Sterben“**

Der schlesische DDR-Schriftsteller Günter Görlich ist tot

Am 14. Juli 2010 verstarb in einem Hospiz in Berlin-Lichtenberg der DDR-Schriftsteller Günter Görlich. Geboren am 6. Januar 1928 in der schlesischen Hauptstadt Breslau, wurde er 1944 noch als Flakhelfer eingezogen und geriet 1945 in sowjetrussische Gefangenschaft. Aus dem Kriegsgefangenenlager

im nördlichen Ural, wo er im Steinkohlebergbau eingesetzt war, kehrte er 1949 nach Ostberlin zurück, wurde zunächst Bauarbeiter und 1950 „Volkspolizist“. Nach einem Pädagogikstudium 1951 war er Erzieher im Jugendwerkhof Struveshof bei Ludwigsfelde und 1953/58 Erzieher im Lehrkombinat in



Ludwigsfelde im heutigen Landkreis Teltow-Fläming bei Berlin.

Er trat 1956 dem DDR-Schriftstellerverband bei, studierte 1958/61 am Leipziger Literaturinstitut in der Tauchnitzstraße, wo er am 15. Januar 1961 von der Bezirksverwaltung der Staatssicherheit zur konspirativen Mitarbeit angeworben wurde. Er sollte zwei als oppositionell geltende Kommilitonen aushorchen. Diese Tätigkeit setzte er in verstärktem Umfang fort, als er 1964 nach Ostberlin umgezogen war, wo er Mitglied im Bezirksverband Berlin des Schriftstellerverbands und von 1969 bis 1989 zudem dessen Vorsitzender wurde.

Seit 1964 arbeitete Günter Görlich, der 1955 der SED beigetreten war und danach in Partei und Jugendverband zentrale Positionen als Kulturfunktionär einnahm, als freier Schriftsteller. Zwischen 1958 und 2003 erschienen 27 Bücher von ihm, von denen die Romane „Den Wolken ein Stück näher“ (1971) und „Eine Anzeige in der Zeitung“ (1978), der 1980 auch verfilmt wurde, sowie der Erinne-

rungsband „Keine Anzeige in der Zeitung“ (1999) die bekanntesten sind. In den beiden Romanen wird der DDR-Schulalltag thematisiert, im ersten geht es um den unerwarteten Tod eines beliebten Lehrers, im zweiten um einen Lehrerselbstmord.

Für seine von „Parteilichkeit“ und SED-Nähe geprägten Bücher wurde der Autor zweimal mit dem FDGB-Kunstpreis (1966/1973), zweimal mit dem Nationalpreis (1971/1978), einmal mit dem Ehrentitel Held der Arbeit (1974) und einmal mit dem Vaterländischen Verdienstorden (1985) ausgezeichnet.

Aufschlußreich für seine schlesische Biographie ist, daß er schon 1963 in seinem Roman „Das Liebste und das Sterben“ Flucht und Vertreibung aufgearbeitet hat. Die aus Oberschlesien stammende Protagonisten-Familie Marula ist 1945/46 auseinandergerissen worden, ein Teil lebt in den Westzonen, ein Teil in der SBZ. So erlebt sie die deutsche Nachkriegsgeschichte aus verschiedener Perspektive.

*Jörg Bernhard Bilke (KK)*

## **An der Wupper Nogat und Memel beschworen** „Kleines Ostpreußenfest“ auf Schloß Burg

Das diesjährige „Kleine Ostpreußenfest“ der in Nordrhein-Westfalen ansässigen Landsleute hat auf Schloß Burg an der Wupper im Gedenken an die Volksabstimmung vor 90 Jahren stattgefunden.

Die Bewohner der Abstimmungsgebiete Ost- und Westpreußens waren nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages damals aufgerufen, sich an die Wahlurnen zu begeben, um über die staatliche Zugehörigkeit ihrer Heimat zu entscheiden. Das Ergebnis fiel eindeutig aus: Im Regierungsbezirk Allenstein sprachen sich 97,9 Prozent der Bevölkerung für den Verbleib bei Ostpreußen

aus, im Bezirk Marienwerder waren 92,4 Prozent gegen die in Versailles propagierten polnischen Annexionsbestrebungen. Auch bei den Masuren, Ermländern und Westpreußen hieß es unmißverständlich „Wir bleiben deutsch!“

Der beispielhafte Akt der historischen Selbstbestimmung wurde durch Jürgen Zauner, den Vorsitzenden der Landesgruppe NRW, thematisiert: „Auf den Tag genau vor 90 Jahren haben die Menschen zwischen Maas und Memel auf die Abstimmungsgebiete in West- und Ostpreußen geschaut und ein überzeugendes vaterländisches Ergeb-

nis erhalten. Unsere Vorfahren in Masuren und im Ermland haben die damalige aufgezwungene Herausforderung angenommen und mit Bravour bestanden.“

Auch der Festredner, WDR-Redakteur Hubert Maessen, widmete seinen Vortrag dem historischen Ereignis vom 11. Juli 1920 und hob dessen Bedeutung insbesondere für die ostpreußische Bevölkerung hervor.

Ein Grußwort des Generalsekretärs der Europäischen Union der Vertriebenen und Flüchtlinge, Dr. Massimiliano Lacota, wurde vom Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft Schlesien, Rudi Pawelka, überbracht. Er betonte u. a.: „Ihre Veranstaltung ist von grundsätzlicher Bedeutung. Nicht nur, weil Sie damit an eine Volksabstimmung erinnern, die in die Geschichte Ostpreußens eingegangen ist und die Geschicke dieser Regionen bestimmt hat, sondern weil es sich um eine der ersten Anwendungen des Prinzips der Selbstbestimmung handelte, das von Woodrow Wilson feierlich verkündet worden war und das im Rahmen des Versailler Vertrags richtungweisend sein sollte, aber in Wirklichkeit nicht konsequent, sondern mit schamloser Willkür angewandt wurde. In diesem Sinn glaube ich, daß diese Gedenkveranstaltung ein bedeutendes Zeichen setzen, ein klares Zeugnis dafür ablegen muß, daß das von Millionen erlittene Unrecht – auch nach dem Zweiten Weltkrieg durch wilde Vertreibungen und Massenmassaker, denen Tausende Frauen und unschuldige Kinder zum Opfer gefallen sind – nicht einfach einer heute anachronistisch gewordenen, alles rechtfertigenden Logik untergeordnet werden kann und darf.“ Zu den Rednern gehörte auch der BdV-Landesvorsitzende Hans-Günther Parplies, der den hohen Stellenwert der traditionellen Veranstaltungssreihe auf Schloß Burg hervorhob.

Das nunmehr 14. Ostpreußentreffen auf der Freifläche vor dem Batterieturm von Schloß Burg bei Solingen, in dem die Gedenkstätte des deutschen Ostens – Mahnmal der Vertreibung in Europa untergebracht ist, bot beeindruckende Programmpunkte wie das



Völkchenfest

Bild: der Autor

Läuten der Königsberger und Breslauer Glocken sowie das Totengedenken mit Kranzniederlegung durch Vertreter des Landesvorstandes. Frank Braun erhielt für sein Trompetensolo „Ich hatt’ einen Kameraden“, das aus einem Fenster des Batterieturms ertönte, anerkennenden Beifall. Als Dr. Bärbel Beutner zum „Bunten Reigen“ einlud, kam fröhliche Stimmung auf. Die von Torben Krause geleiteten Dabringhausener Musikanten sowie die von Peter Tillmann dirigierten Sängerkreise der Feuerwehr Ennepetal-Oberbauer sorgten ebenso für gute Unterhaltung wie die Senioren-Volkstanzgruppe der Ostpreußen aus Wuppertal.

Mitglieder der Landesgruppe im Zeichen der Elchschaufel aus den fünf nordrhein-westfälischen Regierungsbezirken hatten Stände aufgebaut und boten ein breites Spektrum an Literatur, Bildbänden, Landkarten, Handarbeiten und Bernsteinschmuck an. Am Büchertisch der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen konnte man in interessanten Publikationen wie „Das nördliche Ostpreußen“, „Ostdeutsche Denker“, „Das alte Königsberg“ und „Mittelalterliche Architektur im Preußenland“ blättern. Seltene Schriften, aber auch jüngste Veröffentlichungen konnten erworben werden. Viele der Anwesenden nutzten die Gelegenheit, den Glockenturm und die vor kurzem teilrestaurierte Gedenkstätte der deutschen Heimatvertriebenen zu besuchen. Und zum Plachandern gab es auch noch ausreichend Zeit.

Dieter Göllner (KK)

## „Grenzgänger“ gehen weiter

Die Robert Bosch Stiftung unterstützt in Zusammenarbeit mit dem Literarischen Colloquium Berlin Autoren bei den Recherchen für deutschsprachige Veröffentlichungen, die Mittel-, Ost- und Südosteuropa als Thema grenzüberschreitend und für ein breites Publikum aufbereiten. Die Veröffentlichungen sollen zu Diskussionen anregen, den Dialog und das gegenseitige Verständnis fördern und können unterschiedliche Themenbereiche, Länder und historische Epochen umfassen. Willkommen sind literarische und essayistische Prosa, Fototextbände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch andere Formen wie Drehbücher für Dokumentarfilme und Hörfunkbeiträge.

Die „Grenzgänger“ können ihre Werke zudem in öffentlichen Veranstaltungen präsentieren. Für die Durchführung dieser Veranstaltungen stellt die Robert Bosch Stiftung Mittel zur Verfügung. Institutionen können Unterstützung für Veranstaltungen beantragen.

Es können pauschale Recherchestipendien in Höhe von 2000 bis 10 000 Euro beantragt werden, abhängig von Rechercheaufwand und -dauer. Damit sollen die Kosten für Reise, Unterkunft, Verpflegung, Visa und

Dolmetscher abgedeckt sowie die Lebenshaltungskosten während der Recherche bezuschußt werden. Nicht gefördert werden können fachwissenschaftliche Veröffentlichungen, Zeitungsartikel, Reiseführer, Sammelbände, Theaterprojekte, Lyrik und Übersetzungsprojekte, Verlags- und Produktionskosten, allgemeine Arbeitsmittel, Bürokosten und Infrastrukturmaßnahmen. Zweitbewerbungen und Bewerbungen, die mehrere Projekte umfassen, sind nicht möglich.

Interessierte richten eine schriftliche Bewerbung an das Literarische Colloquium Berlin. Die Bewerbungsunterlagen sind im Internet zu finden unter [www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger](http://www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger) oder [www.lcb.de/grenzgaenger](http://www.lcb.de/grenzgaenger). Einsendeschluß: jährlich am 31. Oktober und 30. April (Eingangsstempel). Eine unabhängige Jury wählt aus den eingehenden Bewerbungen Projekte zur Förderung aus. Die Entscheidungen werden voraussichtlich jeweils Mitte Januar bzw. Mitte Juli mitgeteilt. Kontakt: Literarisches Colloquium Berlin e.V., Nadja Grabsch, Am Sandwerder 5, D-14109 Berlin, Telefon 0049 (0)30/81699664, [grabsch@lcb.de](mailto:grabsch@lcb.de). (KK)

## KK-Notizbuch

Sieben internationale wissenschaftliche **Tagungen** unter Regie des **Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa** machen in diesem Herbst aktuelle Aspekte zum Thema: Eine volkscundliche Tagung im Schlesischen Museum zu Görlitz hinterfragt fotografische Zeugnisse, in Oldenburg beschäftigen sich Historiker und Volkskundler mit der Rolle der Zeitzeugen, das Themenspektrum der anderen Tagungen reicht von mittelalterlicher Stadtkultur

über den Ersten Weltkrieg in den Literaturen Südosteuropas, Migration der Zwischenkriegszeit, Securitate in Siebenbürgen bis zur Darstellung der deutschen Minderheiten in den Museen Südosteuropas. Kontakt: Maria Luft, Telefon 09 61 / 95 27, [maria.luft@uni-oldenburg.de](mailto:maria.luft@uni-oldenburg.de).

Der **Wangener Kreis**. Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ in Verbindung mit der Stiftung Kulturwerk Schlesien und der Stadt Wangen veranstaltet vom

23. bis zum 26. September die 60. Wagne-  
ner Gespräche mit Vorträgen, Lesungen,  
Ausstellungen, einem Musikabend und an-  
schließender Exkursion nach Niederschle-  
sien. Den Eichendorff-Literaturpreis erhält  
in einer Feierstunde am 26. September  
**Christoph Hein**.

Der Historiker **Karl Schlögel** und der  
Journalist **Adam Krzeminski** erhalten in

diesem Jahr den von den Städten Thorn  
und Göttingen gestifteten, nach dem  
Sprachwissenschaftler **Samuel Bogumil  
Linde** benannten und mit je 5000 Euro  
dotierten zweigeteilten deutsch-polnischen  
**Literaturpreis**.

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unter-  
stützung des Beauftragten der Bundesre-  
gierung für Kultur und Medien. (KK)

---

**[www.ostdeutscher-kulturrat.de](http://www.ostdeutscher-kulturrat.de)**

---

## ***Ihr Interesse kann Interesse wecken!***

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben  
Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen  
Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeut-  
sches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

### **Bestellschein**

Ich möchte Ihre zwanzigtäglich  
erscheinende

#### **KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ**

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die  
Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich  
nach Erhalt der Rechnung. Das Abonne-  
ment ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen  
Europa – OKR  
Kaiserstraße 113  
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail [georgaescht@arcor.de](mailto:georgaescht@arcor.de)







